

VOM CHARAKTER DER BÄUME

VON FRANZ MÓRA

Den armen und bedauernswertesten Stadtbewohner, der in einer ehrwürdigen, ernsten Zeitschrift ärgerlich einen Artikel über den Charakter der Bäume liest, bitte ich höflichst, er möge sich ein wenig gedulden, bevor er seinen ergebensten Diener, den Verfasser für verrückt erklärt und sich zunächst einmal ein wenig in der gottgeschaffenen Welt umsehen. Es ist in der Tat nicht nötig mir hierher aufs Land nachzukommen, bitte, bleiben sie nur gefälligst daheim und betrachten sie sich mal den Gingkobaum im Park. Denn jede Stadt hat einen Park und in jedem Park steht ein Baum mit fächerartigen Blättern, der Gingkobaum. Daran erkennt man ihn, und auch daran, dass er im Herbst, zur Zeit des Entkleidens das goldigste Gewand trägt, am besten erkennt man ihn aber doch daran, dass es der Baum ist, dessen Namen niemand kennt. Also bitte, sehen sie sich den Gingkobaum besser an: er stammt noch aus der Urzeit, als der liebe Gott anfang, mit den verschiedenen Baummodellen zu experimentieren. Jeder Ast und ein jedes Ästchen dieses Baumes ist eine spitze Lanze und diese kleinen und grösseren Lanzen bohren sich alle verwegend und entschlossen in den Himmel hinein. Der Gingkobaum ist unter den Bäumen der kampflustigste, das können sie mir glauben. So oft ich einen Gingkobaum sehe, muss ich immer daran denken, dass wir ihn unbedingt einem Feldherrn des Weltkrieges zeigen müssen. Gewiss wird sich sein Herz freuen, dass es auch noch in unseren Tagen solche Soldatenbäume gibt.

Die Städter sind sicher der Meinung, dass es ein Unsinn sei, von der Seele der Bäume zu sprechen. Der eine, weil er Naturgeschichte gelernt hat, der andere, weil er sie eben nicht gelernt hat. Denn vom Seelenleben der Bäume pflegen die Herren Professoren in der Schule nichts vorzutragen. Sie dürften es auch nicht tun, weil es nicht im Lehrplan steht.

Es gibt viel mehr Dinge zwischen dem Schulkatheder und dem Wald, als es sich Euere Weisheit vorstellen kann. Sicher ist auch, dass die Alten mehr Kenntnis von diesen Dingen hatten, als wir heute ahnen. Unter den Aufzeichnungen des alten *Theophrastus* z. B. lesen wir, dass der Goldhahnenfuss die Zitherklänge nicht liebt. Ich kann darüber nichts gewisses sagen, weil ich dem Goldhahnenfuss noch nie auf der Zither vorgespielt habe. Ich kann nämlich überhaupt nicht Musik machen; das Klopfen auf den Fensterscheiben, wenn der Lärm daheim gar zu gross ist, kann doch nicht Musik genannt werden. Doch kann ich Ihnen versichern, dass die Rose die Mohnblume nicht liebt. Stellt man diese Blumen in ein Glas, so welkt auch die frischeste Rose in einer halben Stunde dahin; während sie

sich in der Gesellschaft von Nelken oder Dahlien recht wohl fühlt. Die blaue Lilie kann die Schlangenzunge nicht vertragen, trotzdem sie mit einander eigentlich verwandt sind. Oder ist die Feindseligkeit zwischen ihnen eben darum so gross, weil dies zwischen reichen und armen Verwandten so zu sein pflegt?

Einen Teil des Weges, der zu meinem Versteck führt, säumen Lindenzweige ein. Sie sind gleich alt, gleich gross, Sonnenschein und Schatten, Regen und Dürre, sämtliche Kräfte der Erde, das Wehen der Winde, Licht- und Schattenseiten des Lebens, alles wird ihnen gleichmässig zuteil. Woher kommt es doch, dass von zwei nebeneinander stehenden Linden die eine um zehn Tage früher blüht als die andere? Einfach darum, weil es auch unter den Menschen faulere und frischere Naturen gibt. Dies ist bei Bäumen genau so Sache des Einzelnen, wie bei den Menschen. Allerdings kann nur der Mensch daraus die Lehre ziehen, dass es zuweilen besser ist, ein wenig fauler zu sein, weil einem dann die Blüten nicht abfrieren.

Ich rauche eine viertel Zigarre, und erreiche von meinem Meierhof aus die Fachschule der Waldhüter. Auch das Messen der Zeit mit der Uhr ist eine der unerträglichsten Erfindungen der Städter; bei uns zu Lande tut man das nicht. Es ist schon darum unmöglich, weil mein Uhrengehäuse zerbrach, als mir Nanika das Klettern auf Bäumen beibringen wollte. Die Uhrzeiger nahm ich selber herunter. Als ich dann dem Ósika ein Eichelhäuschen machte und der kleine Homunkulus einen Schnurrbart brauchte, waren die Uhrzeiger gerade gut dazu. Seither geht meine Uhr ohne Zeiger. Sie poltert ärgerlich daher, dem Leben gleich, ohne auch nur um eine Minute vorwärts zu kommen. Dummes Zeug, närrische kleine Uhr, bist in der Tat eine tolle Parodie des Lebens eines Herren! Ein Wald von 600 Joch bildet den Hof der Fachschule für Waldhüter; dort befreunde ich mich nun mit den Bäumen, vor Tau und Tag, in der Abendstunde, wenn die Blätter schlummern, bei der Sonne Glut oder im rieselnden Regen. Ich sehe sie zur Welt kommen und sterben, sehe sie Kinder erziehen und unfruchtbar bleiben, sehe sie ringen um ihr eigenes und ihrer Nachkommen Leben mit Erde und Himmel, mit Sonne und Wind, Sanften und Wilden, Menschen und Tieren, sehe sie Eroberungen machen und sich verbreiten, die Unbeholfenen und Hilflosen durch List und Gewalt verdrängen, mit frechen Eindringlingen kämpfen, sich mit den Schwachen gegen die Gewaltigen verbünden und nach verzweifelterm Kampf den Begabten, den Starken, den Strebern das Feld räumen, verkümmern und endgültig vom Schauplatz verschwinden. Wer in seiner Verstocktheit wagte zu leugnen, dass hier zwischen den Bäumen derselbe wilde, unmenschliche Kampf tobt, wie zwischen uns Menschen; nur eben etwas schöner, wie ja auch die Bäume ästhetischer sind, als wir Menschen, wahrscheinlich, weil sie nicht reden können. Oder richtiger, weil wir ihre Stimmen nicht hören. Ich glaube, mancher Mensch wäre erträglicher, wenn er stumm wäre.

Würde ich irgendwo in der Stadt einen so gewaltigen Maulbeerbaum sehen, wie der, der über meinem ländlichen Heim seine Zweige ausbreitet, so würde ich ihn gewiss bewundern. Hier bemerke ich ihn gar nicht. Er ist wie ein Haustier, wie ein Leibeigener in der Gesellschaft von freien Bäumen, die ihn wohl auch ein wenig verachten. Ist es doch ganz anders, im unbegrenzten Wald frei zu stehen, auf himmelhoch ragenden Ästen Adlerneste zu wiegen, aus trockenen Blättern ein Leinentuch über kleine Blumenleichen zu streuen, die Liebe der Rehlein im Schatten zu bergen, als in einem mit Stacheldraht umgebenen Meierhof zu stehen, an dem sich vorbeiziehende Schweine den Rücken reiben.

Unter allen Bäumen sind sich die Eichen ihrer Würde am stärksten bewusst. Sie sind gesetzt und überlegen, diese hochmütigen, dunkelstämmigen Bäume. Selbst ihre Eicheln lassen sie so still zu Boden fallen, wie geborene Magnaten die Worte. Die amerikanische Nuss ist schon anders: die macht sich Reklame, wenn sie mit lautem Fall am Boden aufschlägt. Ein Jankeegeist steckt in dem Emporkömmling, diesem auffallend grünen Baum. Die alten Weidenbäume erinnern einen an dicke, heitere, gemütliche Domherren, doch gibt es auch junge Priester unter ihnen, hagere, magere, schwächling-neugierige. Die Ahorne sind lustige Windbeutel, man sieht ihnen die Gutmütigkeit an, auch viel Leichtigkeit und Feinheit ist in ihnen, so dass es gar nicht wunder zu nehmen ist, dass gerade sie so rasch ihre Samen verbreiten. Düster und verzweifelt stehen die schwarzstämmigen Pappeln da mit ihren von Narben bedeckten Stämmen und struppigen Kronen. Jedes ihrer viereckigen, spitzen, am Rand stark gezähnten Blätter scheint feindselige Gesinnung zu verraten. Sie sind die schwermütigen alten Betyaren der Puszta und die Zeit ist nicht mehr fern, da kein einziger dieser verdrossenen, alten Heidebauern mehr zu finden sein wird. Überall werden sie von den weissen Pappeln, diesen geschickten, lebensfähigen, mit allen Salben beschmierten Mitgliedern der Familie verdrängt. Die weisse Pappel ist nicht wählerisch, sie passt sich den Verhältnissen an, befreundet sich schnell mit Boden und Klima, wo es nötig scheint, unterwirft sie sich sogar den Weiden, wo es möglich ist, überragt sie die Eichen; sie streut ihre Samen von fast unermesslicher Höhe in den Wind, aber wenn es sein muss, fristet sie auch als Busch ihr Leben. Sie sucht sogar die Gunst der Menschen, denn jedes ihrer Blätter gleicht einem Silbertaler. Trotzdem ist mir die Zitterpappel, dieses geschwätzige Geschöpf, lieber. Es steckt in ihr etwas von einem Journalisten, abgesehen davon, dass ihre Blätter ganz glatt und flaumlos sind, wie der Mund eines jungen Reporters. Allerdings behaupten die ehrwürdigen, behebigen Bäume, dass der forstwirtschaftliche Wert der Zitterpappel äusserst gering sei, doch tun sie dies bloss aus reiner Kollegialität.

Mit den Nadelbäumen habe ich eigentlich sehr wenig zu tun. Sie bilden eine streng geschlossene, steife Gesellschaftsklasse, die es einfach nicht zur Kenntnis nehmen will, dass die geologische Zeit, in der sie die Herren der Welt waren, längst und unwiederbringlich vorbei ist, ver-

schwunden und versunken in der Vergangenheit. Sie sind Mumien, die die Ewigkeit nachahmen und deren Herz ich nicht finden kann. Ich möchte sie aus ihrer Bewegungslosigkeit ein wenig aufrütteln; sie sollten nicht so steif dastehen, sollten im Herbst, den anderen Bäumen gleich, sterben und im Frühjahr zu neuem Leben erwachen. Vergebens verstellen sie sich vor mir, ich weiss genau, dass sie hier auf dem Sandboden bei weitem nicht so vornehm sind, wie sie zu sein scheinen. Der Städter, der zufällig hierher gerät, bewundert unbedingt zunächst die Föhren und Fichten, und erzählt daheim, dass auf dem sandigen Boden des Tieflandes Nadelbäume wachsen. Es stimmt ja, dass hier Nadelbäume sind, aber sie sind bloss darum da, um den Sand für die Akazien zu erobern. Denn diese sind hier die eigentlichen Herren, die Nadelbäume dagegen nur Vorposten, deren zerfallender Leib den Boden nährt und mäset, um ihn für die Akazien vorzubereiten, für diese biedereren, nutzbringenden Bürger des Alltags, die trotzdem nie zu Spiessbürgern werden, weil sie sich Jahr für Jahr an dem Duft und an der Poesie ihrer schneeweissen Blüten be- rauschen.

Über den einzigen Baum, der nicht das ist, was er zu sein scheint, über die geheimnisvoll-träumende Birke, diese süsse, holde Jungfrau, will ich jetzt nicht sprechen. Sie ist der einzige Baum, in dem noch heute Elfen und Nymphen hausen; sie ist für mich eine Herzensangelegenheit und ich möchte einmal einen Gedichtband über sie schreiben. Doch wie ich mich und mein Leben kenne, werde ich diese Gedichte niemals schreiben, weil ich für Herzensangelegenheiten einfach keine Zeit habe, genau so, wie ich auch mein Testament niemals abfassen werde. Panka, mein Seelchen, hör mein Vermächtnis und trage es in das kleine Notizbuch ein, das stets in deinem Schlüsselkörbchen liegt, auch wenn die Schlüssel nirgends zu finden sind, höre also mein Vermächtnis: setzt mir auf mein Grab keinen Grabstein, sondern Birken. Nimmst du aus meinem Fach deine Erbschaft, halbfertige Gedichte, auf allerlei Papierfetzen und alten Rechnungen, so findest du in einem der Papiere die dazu bestimmten Birkensamen. Und wenn ihr dann, du und dein Mütterchen, euch gegenseitig die Tränen aus den Augen wischt, so werdet ihr hoffentlich ein einziges Mal in eurem Leben anerkennen, dass Väterchen doch ein anständiger, fürsorglicher Mensch war.